

Anlage 1 zum Familienstamm Laeis

Die Memoiren von Franz Christoph Laeis

Franz Christoph Laeis hat seine Memoiren in ein schön gebundenes Heft geschrieben, das ursprünglich als Gästebuch vorgesehen war und heute im Besitz von Petra Springorum ist. Viele der Schilderungen sind von Werner Laeis übernommen worden und erscheinen also auch teilweise in der vorliegenden Chronik.



"Warum schreibe ich?

1923. Als ich vor einigen Jahren beschloss, die bessere Jahreszeit auf dem alten Laeis'schen Familiensitz in Holsthum zu verbringen, hoffte ich, mich hier mit der Landwirtschaft beschäftigen, hauptsächlich die Jagd und Fischerei fleißig ausüben und meiner Frau und mir nach langjähriger geschäftlicher Tätigkeit den Lebensabend verschönern zu können. Durch eine starke Lungen- und Herzerweiterung bin ich aber jetzt gezwungen, jede größere körperliche Anstrengung zu vermeiden und dadurch auf die Ausführung meiner obigen Pläne größtenteils zu verzichten. Es verbleiben mir somit viele unfreiwillige Musestunden, die ich dazu benutzen will, um einige alte Erinnerungen niederzuschreiben, die ich entweder selbst erlebt habe oder mir von glaubwürdigen Leuten erzählt wurden. Ich beabsichtige auch durchaus nicht, eine Art Biographie zu schreiben - ich schreibe nur zu meinem Vergnügen alte Geschichten, wie sie mir gerade einfallen und ohne jede chronologische Ordnung. Bald 70 Jahre alt leben meine Gedanken natürlich mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart und Zukunft. Für

die Zukunft wünsche ich meinem Vaterland, allen Menschen und mir selbst nur Ruhe und Frieden. Mein ganzes Leben zurückschauend kann ich Gott nicht genug danken, daß er mir es so schön gestaltete und sein Segen auf fast all` meinen Arbeiten ruhte! Gewiß habe ich viele anstrengende und aufregende Zeiten durchgemacht und mich als junger Mensch tüchtig schlagen müßen, aber wenn ich noch 100 x auf die Welt könnte, ich würde mir nie ein anderes Leben wünschen.-

Längst Vergangenes liegt mit nah`
Als ob gestern es geschah,
Doch was gestern sich begeben,
Will mir heute schon entschweben.-

Mein Vater - Christoph Laeis - wurde 1824 in Trier geboren. Dort war in dieser Zeit sein Vater - Ernst Dominik L. - als angesehener Advokat ansäßig, welcher in der Nähe des Marktplatzes ein für damalige Verhältnisse prachtvolles Haus erbaut hatte, was noch in meinen Jugendjahren das "Laeis`sche Haus" hieß, und mit seiner vermögenden und schönen jungen Frau - Petronella Baptiste aus St Vith in der Eifel - ein vornehmes und sehr gesellschaftliches Leben führte. Diese meine Großmutter starb sehr früh, 1839, im Alter von 39 Jahren. Ich habe von meiner Großtante Therese Laeis oft erzählen gehört, daß die Großmutter bei der Geburt ihres jüngsten Sohnes, des späteren Fabrikbesitzers Eduard Laeis, eine Beschädigung der Stirnader bekommen habe, die regelmäßig von dem Hausarzt hätte verbunden werden müßen und daß sie diese Bandage mit der damals modernen lockigen Frisur ihrer schönen, ganz schwarzen Haare verdeckt hätte. An einem Tage, an welchem die Großeltern einen Hausball hätten abhalten wollen, wäre die Ader aufgesprungen und die Großmutter innerhalb weniger Stunden gestorben, nachdem sie vorher ohne Ahnung der Todesgefahr noch ihre neue Ballettoilette sich auf`s Bett bringen ließ und noch verschiedene Anordnungen für das Fest gegeben hatte.

Mein Vater, der damals 15 Jahre alt war, wurde von seinen Großeltern Baptiste nach St. Vith mitgenommen, wo er eine sehr gute Erziehung genoß und bis zum Tode der Großeltern Baptiste verblieb. Unterbrochen wurde dieser Aufenthalt nur durch einen längeren Aufenthalt in Metz bei einer vornehmen alten Dame zur Erlernung der französischen Sprache und Literatur sowie eines feinen gesellschaftlichen Verkehrs und später eines einjährigen Dienstjahres bei einem Infanterieregiment in Trier. Testamentarisch wurde mein Vater von seinen Großeltern Baptiste zum Universalerben ihres bedeutenden Vermögens eingesetzt, soweit es nach dem Code Napoleon zuläßig war. Mein Urgroßvater Baptiste war Notar in St. Vith, hatte außerdem einen großen ländlichen Besitz zu bewirtschaften und betrieb außerdem eine Kramhandlung für alle bäuerlichen Bedürfnisse. Die Leitung der Landwirtschaft und Handlung unterstand meiner Urgroßmutter Baptiste, die nach der Beschreibung meines Vaters eine sehr lebhaftige und tüchtige energische Frau gewesen war.

Mein Vater wurde bald nach seiner Ankunft in St Vith mit der Führung und dem Verkauf des Ladengeschäfts betraut. Er erzählte mit Vorliebe, daß er jede freie Zeit im Laden gewesen wäre und abends nach Beendigung seiner Schulaufgaben die Geschäftsbücher führen oder Notariatsakten hätte abschreiben müssen. Die Beleuchtung geschah mit Talgkerzen und wenn er, um besser sehen zu können, hier und da mal 2 Kerzen angezündet hätte, hätte die Großmutter schnell eine davon ausgeblasen und ihn einen Verschwender genannt und zu ihrem Mann gesagt "wo die Welt noch hinkommen würde, wenn die Jugend sich schon einen solchen Luxus angewöhnte". Nun, mein guter Vater ist sein ganzes Leben lang sparsam und anspruchslos geblieben. Mit großer Verehrung und Liebe gedachte mein Vater immer seiner Großeltern und besonders seiner Großmutter in St. Vith, wo er seine Jugendjahre verbrachte. Die Urgroßeltern Baptist ihrerseits übertrugen alle Liebe auf ihren Enkel Christoph, nachdem sie ihre beiden einzigen Kinder, die oben erwähnte Nella und ihren hoffnungsvollen Sohn Pierre frühzeitig verloren hatten. Der letztere war, nach der Erzählung meines Großvaters, als 16jähriger junger Mann zum Studium der Jurisprudenz auf die Universität nach Bonn ge-

kommen und ist im 2. oder 3. Semester im Duell "auf Hieb Waffen" gefallen. Er hätte bei einem Ausflug seinem besten Freund mit Kirschkernen bekümpft, was dieser sich verboten und ihn einen "dummen Jungen" genannt hätte. Die anwesenden Kommilitonen hätten nach der Paukkomment hierin eine Herausforderung zum "Tusch" formuliert. Der Tusch machte sofort dem Wortwechsel ein Ende und zog die Forderung auf Mensur nach sich. Mit der vollzogenen Mensur war die Beleidigung ganz ausgelöscht. ‚Hat der Schmiss gegessen, ist der Tusch vergessen‘. Der Säbelhieb, den Pierre Baptist erhalten hatte, wäre an sich nicht lebensgefährlich gewesen, er bekam aber - wohl infolge der damals noch mangelhaften Einsicht in die Natur der Wundgifte - die Kopfrosete und war schon gestorben, als seine Eltern auf den schlechten Wegen mit der Extrapost ankamen. Ich hatte als junger Mann lange eine Gipsbüste des Pierre Baptiste im Zimmer stehen - ein sympathischer, intelligenter Gesichtsausdruck, die bekannte Biedermeiertracht, ganz kleine Backenbärtchen Vatermörderkragen und hohem Rockkragen.

Mit der Notars-Galauniform unseres Urgroßvaters Baptiste - ein mit breiten Goldtressen belegter dunkelgrüner Empire-Frack, goldbesetzter Zweispitz-Hut und einem zierlichen Galanterie-Degen mit Perlmuttergriff - haben wir als Kinder uns öfters maskiert. Die Sachen waren mit nach Koblenz gekommen und wurden in einem Schrank im Bügelzimmer aufbewahrt. Meine praktische Mutter hat später die Goldlitz an den Juwelier Koch (den Begründer des jetzigen Eichert'schen Geschäftes) und die übrigen Sachen an den Althändler Bernd verkauft. Auch viele Dutzende Mieder, weißleinengestrickte Strümpfe, Vatermörder und Zipfelmützen des Urgroßvaters Baptiste waren in diesem Schrank. Die schönen Strümpfe habe ich lange Zeit als junger Mann getragen.

Auch die Eltern der Urgroßmutter (*Petronella*) Baptiste (*Christoph Antoine Hugo Baptist, gest. 1768-1843 und Marie Anne Petronille Ghisteine, 1771-1848. W.L.*) die Anfang 1700 lebten, müssen - nach den im Besitz meines Vaters gewesenen großen Ölbildern zu urteilen - eine ganz bevorzugte Lebensstellung eingenommen haben. Der Mann im goldbesetzten Rokokorock mit ebensolcher großen roten Weste über dem stattlichen Leibesumfang, in der fleischigen Hand ein mit vielen Nullen ausgefülltes Wechselformular - die Frau ganz in einem Spitzen-Rokokokostüm, tiefem Ausschnitt und mit Daumen und Zeigefinger der beringten Hand eine rote Granatblüte haltend. – ¹⁾

Mußt Du Gram im Herzen tragen
Und des Alters schwere Last,
Lade Dir aus jungen Tagen
Die Erinnerung zu Gast.

Aus dem Leben meines Urgroßvaters, Joh. Math. Dominik Laeis, welcher die Holstheimer Glasfabrik errichtete und 1789 das Herrschaftshaus mit seinen Terrassengärten, ist mir verhältnismäßig wenig bekannt. Ich bedaure dies jetzt umso mehr, da ich schon in den höheren Gymnasialklassen noch viel mit meinem Großvater zusammen war und leicht alles Wissenswerte über seine Vorfahren hätte erfahren können. Aber einerseits hatte ich als junger Mensch sehr wenig Sinn für längst vergangene Familiengeschichten und lebte impulsiv dem Augenblick, andererseits erzählte der Großvater lieber Episoden aus der napoleonischen Zeit oder aus seinem eigenen Erlebnissen als von seinen Eltern und Großeltern. Immerhin erwähnte er öfters kleine Charakterzüge seines Vaters und bemerkte besonders, daß sein Vater ein äußerst vielseitiger und weitschauender Mann gewesen sei mit großer Allgemeinbildung und reichen Kenntnissen, der als junger Mann schon viel von der Welt gesehen hatte, mehrere Sprachen und lateinisch gesprochen und bis in sein hohes Alter Latein und griechische Klassiker im Urtext gelesen habe. Er war 30 Jahre alt, als er mit dem Bau der Glashütte begann, hauptsäch-

¹⁾ Hier irrt allerdings der Chronist, weil es sich bei den beschriebenen Bildern nicht um die Eltern von Petronella Baptist, sondern um deren Großeltern väterlicherseits [Pierre Antoine Francois Baptist \(1742-1780\)](#) und Maria Isabelle Theresia Schaack (1748-?) handelt. W.L.

lich deshalb, weil er im Besitz sehr umfangreicher Waldungen in Holsthum und den benachbarten Gemeinden war und das Holz für die Glasschmelze am günstigsten zu verwerten glaubte. Wenn man bedenkt, daß er vorher ein juristisches Studium und Examen gemacht hatte, große Reisen unternommen hatte, Oberamtmann verschiedener landwirtschaftlicher Besitzungen vor der französischen Revolution war und wenn man ferner bedenkt, daß er vorher sich doch in Paris über die neuesten Einrichtungen und Kalkulationen bei der Glasfabrikation und -schleiferei unterrichten mußte, daß er dann in Frankreich einen Stamm eingelernter Glasarbeiter mitbrachte, für die er an der Enz entlang eine Reihe Arbeiterwohnungen errichtete, so muß man sowohl über das bereits Geleistete als auch über die Umsicht und den Unternehmungsgeist eines so jungen Mannes staunen! Auch aus der ganzen Anlage des Hochofens (die runde Hütte mit Schlackenablauf in die Prüm), der Schleiferei mit Wasserkraft, des Lager- und Geschäftsgebäudes, sowie aus dem Bau eines eigenen Hauses mit hohen geräumigen Zimmern, der Anlage der in den Felsen gehauenen Terrassengärten mit Wasserleitung aus dem Bellberg geht hervor, daß der Erbauer unbedingt ein großzügiger und schönheitsliebender Mann war, der Alles bis in's Kleinste vorher überlegt hatte.

In den Waldungen wurden überall Köhlerhütten errichtet und Holzkohlenmeiler angelegt. Die Köhlerhütten bestanden teilweise noch zu meiner Zeit und ich habe sie auf der Jagd bei schlechtem Wetter oft als Unterschlupf benutzt. Holzkohle, Kieselerde, genügende Wasserkraft und sehr billige Arbeitskräfte waren also hier vorhanden, um das neue Unternehmen in Wettbewerb mit der französischen Glasindustrie eintreten zu lassen. In der Hauptsache wurden ganz feine Glassachen hergestellt, feine Kristallgläser - auch bunt - mit eingeschliffenen Bildern und Sprüchen etc. Meine Eltern besaßen noch viele schöne Gläser und Glassachen aus der Holsthumer Fabrik, meine Mutter einen Briefbeschwerer mit eingegossener Glasrose. In Oessingen (?) sah ich vor einigen Jahren bei dem inzwischen verstorbenen alten Gödest (?) eine Anzahl prachtvoller Weingläser aus Holsthum mit eingeschliffenen Illustrationen zu de La Fontaine'schen Fabeln wie " le chien et le loup", " le renard et le cicogne" usw. Auch in den alten Holsthumer Familien sind noch allerhand Gegenstände aus der hiesigen Glasfabrik anzutreffen. Durch die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eingeführten viel billigeren Eisenbahntransporte und die viel vorteilhaftere Kohlenfeuerung wurde die so ganz abseits gelegene und von Bahnverbindung und Kohleförderung abgeschlossene Holsthumer Glasfabrik konkurrenzunfähig und mußte stillgelegt werden. Die Fabrikarbeiter zogen teilweise nach Frankreich und den Niederlanden, teilweise siedelten sie sich hier als Pächter und Tagelöhner meines Urgroßvaters an und erwarben sich mit der Zeit kleine Ländereien, die sie selbstständig bewirtschafteten.

Das Verhältnis meines Urgroßvaters zu den Holsthumer Bewohnern muß ein ganz patriarchalisches gewesen sein. Während der Wochenbettzeit wurden die Frauen vom Herrschaftshause aus beköstigt. Viele Leute aus hiesiger Gegend mußten den russischen Feldzug unter Napoleon mitmachen. Die so elend zurückkehrenden hatten von dort den Flecktypus eingeschleppt, wodurch die Seuche in den damals sehr kleinen Dörfern ausbrach. Meine Urgroßeltern hätten damals nach Möglichkeit dafür gesorgt, daß die Kranken gepflegt wurden, mein Urgroßvater besonders daß die Stuben gelüftet wurden. Das letztere taten die Leute nur mit großem Widerwillen, da die damaligen Ärzte die Kranken möglichst von der äußeren Luft absperren, die Fenster immer geschlossen sein mußten, die Durstenden auch kein Wasser trinken durften. Manche Flasche 1811 hat, nach den Worten meines Großvaters, mein Urgroßvater zu den Kranken gebracht und eingeschenkt. Auch die jetzige Holsthumer Kirche wurde 1810 auf Vorschlag und unter Beihilfe meines Urgroßvaters errichtet.

Er starb 81 Jahre alt und war nach der Schilderung meines Großvaters in seinen letzten Jahren fast ganz erblindet. Schneeweiße Haare hätten ihm bis auf die Schultern herabgehungen. Morgens nach dem Frühstück habe er oben auf der Hofterrasse seine Pfauen gerufen, die ihm dann das Futter aus der Hand abnahmen. Trotz seiner Blindheit und seinem hohen Alter habe er sich bis an sein Ende täglich selbst rasiert.

Mit recht schwerem Herzen habe ich im vorigen Jahr dem Drängen und den häufigen Gemeinde-Petitionen nachgegeben und die Grabstätte meines Urgroßvaters, die er mit seinen beiden später gestorbenen unverehelichten Töchtern Marianne und Therese rechts neben dem Kirchen-Eingang hatte, der Gemeinde überlassen, um darauf das Kriegerdenkmal für die im Kriege 1914 - 1918 gefallenen Holsthumer Krieger zu errichten. Bei der Fundamentierung war natürlich gar nichts mehr von den sterblichen Resten oder seines Sarges zu entdecken R.I.P. Kirche und Kirchhof sind inzwischen für die schnell angewachsene Holsthumer Gemeinde zu klein geworden.

Im August 1844 fand in Trier die Ausstellung des Heiligen Rockes statt, die eine ganz ungeahnte Menschenmenge nach Trier brachte. Ich habe oft von Leuten, die die damalige Ausstellung miterlebten, ausführlich erzählen gehört, wie unabsehbare Züge von Pilgern zu Fuß und zu Wagen auf allen Straßen und zu allen Toren in Trier einzogen. Ihren Mundvorrat brachten die meisten mit und es herrschte eine vollkommene Gütergemeinschaft. Alle irgendwie verfügbaren Räume in Trier waren nachts von Pilgern vollgestopft, was Veranlassung zu allerlei lustigen Erlebnissen bzw. Erzählungen gab. Die Stadt Trier hatte täglich 2000 Menschen gastfreie Unterkunft und Bewirtung angeboten, was aber bei weitem nicht ausreichte. Am Tage des feierlichen Schlusses - die Ausstellung dauerte 4 - 5 Tage - sollen von Morgens 4 Uhr bis Nachts 11 Uhr über 1 Million Menschen an dem Heiligtum vorbeigezogen sein. Es wickelte sich aber alles in Ruhe und Frieden ab und es soll auch kein Unglück passiert sein. Auch das Haus meines Großvaters Ernst Dominik beherbergte eine große Anzahl Pilger aus allen Gegenden. Unter denselben lernte mein Großvater bei dieser Gelegenheit eine Witwe Katherina Schmidt aus Beetzenheim bei Kreuznach kennen, die in sehr guten Vermögensverhältnissen war und auch im Alter zu ihm paßte. Die Frau Schmidt war in den vierziger Jahren und mein Großvater Ende der Fünfziger. Kurze Zeit nach der hl. Rock - Ausstellung berief der Großvater seine drei Kinder; die Tante Nella, die inzwischen einen Herrn August Metz aus Eich in Luxemburg geheiratet hatte, meinen Vater und den Onkel Eduard zu sich und frug sie um ihre Ansicht, wenn er sich noch einmal verheiratete. Seine Kinder wären alle erwachsen und hätten eine sorglose Zukunft vor sich, er selbst wäre bald 60 Jahre alt, seine Vermögenslage sei nicht schlecht, aber auch nicht glänzend und er wolle mit Frau Kath. Schmidt eine neue Ehe eingehen und dadurch sich und ihr ein ganz behagliches und ganz sorgloses Alter sichern. Die Kinder billigten natürlich ganz den Entschluß ihres Vaters und es kam bald darauf die 2. Ehe meines Großvaters zu Stande. Bei einer Gelegenheit erzählte der immer zu Witzen aufgelegte Onkel Eduard in meiner Gegenwart, der Großvater habe seine bewegte Rede an die Kinder mit dem Biedermeier-Spruch begonnen " Traurig ist es einsam leben! Einsam schlafen, nichts daneben!" Das war natürlich nur ein Scherz von Onkel Eduard. Nach einem lange Zeit in Holsthum befindlich gewesenem Daguerrotypie -Bilde des Großvaters und seiner 2. Frau erinnere ich mich recht gut, daß die Stief-Großmutter auf mich den Eindruck einer einfachbürgerlichen aber sehr gediegenen Frau von 50 Jahren machte, rüstig und etwas korpulent mit einer kleinen Verdickung am Halse. Die Hoffnung des Großvaters auf einen durch die Frau vergoldeten Lebensabend ging aber nicht in Erfüllung, da dieselbe nach einigen Jahren starb. Da die Ehe kinderlos war, fiel das Vermögen wieder an die Familie Schmidt zurück. Meine Schwester Ernestine und ich verbrachten im Anfang unserer Schuljahre mehrere Male die kürzeren Oster- und Pfingstferien auf dem Schmidt'schen Gut in Beetzenheim, das hauptsächlich aus Weinbergen aber auch in einer schönen Ackerwirtschaft bestand. Der alte Herr Schmidt mit seinem kurzen, grauen Seemannsbart steht mir noch lebhaft in Erinnerung. Am meisten fühlte ich mich zu einem Neffen meiner Stief-Großmutter, Franz Schmidt hingezogen. Er war ein schlanker, schöngewachsener Mann von etwa 25 - 30 Jahren, ganz schwarze Haare und schwarzen Backenbart und sehr sympathisches Wesen. Er machte große Fußwanderungen mit mir in der Gegend von Beetzenheim, zeigte mir die Schönheiten des Nahetales, erzählte mir die Sagen der Hohen-Burgen besonders von Franz von Sickingen, erklärte mir die verschiedenen Steinsorten z.B. den Muschelkalk mit den eingewachsenen Muscheln. Das alles habe ich so frisch im Gedächtnis, obwohl ich damals noch sehr jung war, daß es jeden-

falls einen großen Eindruck auf mein kindliches Gemüt machte. Mit dessen Schwester, Anna Schmidt, einem hübschen jungen Mädchen von ganz südländischem Typus, hatte sich meine Schwester Ernestine angefreundet und die Beiden standen noch lange Zeit im

gegenseitigen Briefwechsel. Allmählich wurden die Beziehungen zwischen den beiden Familien immer seltener und schiefen zuletzt ganz ein.

Der Großvater Ernst Dominik zog bald nach dem Tod seiner 2. Frau auf die Holstheimer Besitzung, die nach dem Tode seines Vaters ihm und seinen beiden Schwestern Marianne und Therese zugefallen war. Die drei Geschwister führten einen gemeinsamen Haushalt und blieben bis an ihr Lebensende zusammen. Der Großvater erreichte ein Lebensalter von 84 Jahren, Tante Therese von 85 Jahren, während Tante Marianne nur 72 Jahre alt wurde. Die letztere war, neben meinem Großvater Franz Limbourg, meine Taufpatin und ihr verdanke ich den Namen Hugo. Meine Mutter erzählte mir, daß Tante Marianne darauf gedrängt hätte, daß Hugo mein Rufname werden solle. Der Großvater Limbourg habe aber darauf bestanden, daß ich "Franz" genannt wurde, weil er 1. selbst Franz hieße und ich den Namen des Pathen führen müsse und 2. weil die Leute in Holsthum anstatt Hugo "Haug" (spr. Hauck) sagten. Und es wäre nicht schön, wenn man sagte "Do kimmt Lästens Haug". Das letztere scheint ausschlaggebend gewesen zu sein. Mein Großvater Limbourg nahm mich später oft bei der Hand und sagte, ich wäre sein einziges richtiges Pathenkind, weil ich seinen Vornamen führe während die anderen Pathenkinder nur halbe "Pöthen" wären. Meine Mutter hatte den Wunsch geäußert, daß ich in der Taufe auch den Namen Maria erhalte, was aber bei dem Taufakt übersehen worden wäre. Der alte emeritierte Frühmeßer (?), Pastor Frank, hat mich getauft. Er liegt vor der Holstheimer Kirche begraben. Nach einem guten Bilde, das ich von ihm besitze, hat er einen prächtigen, geistvollen Kopf wie ein abbe` aus der Zeit Ludwig XVI. Der Tante Marianne erinnere ich mich nicht mehr, da ich bei ihrem Tode 6 Jahre alt war. Dagegen entsinne ich mich noch genau, wie mein Vater zu ihrer Beerdigung mit der Post von Coblenz nach Trier fuhr und der Tod der Tante Marianne noch lange von meinen Eltern besprochen wurde.

Nach dem Tode seiner Großeltern Baptiste und Beendigung der Liquidation der ihm zugefallenen Erbschaft zog mein Vater nach Holsthum, um sich hier als Landwirt - "Ökonom" sagte man damals - seßhaft zu machen. Er war damals 25 Jahre alt. Seinem Vater und den Tanten kaufte er deren Besitz in Holsthum ab, nur behielten diese sich aus, daß sie bis an ihr Lebensende kostenlos im Hause leben könnten. Das Haus wurde so eingeteilt, daß meinem Vater die beiden Zimmer rechts vom Eingang (das jetzige Wohnzimmer und Empire - Zimmerchen) überlassen wurden, während der Großvater und die Tanten den ganzen ersten Stock als Wohn- und Schlafzimmer behielten und die Küche, das große Eßzimmer und der Salon (jetziges Herrenzimmer) gemeinsam waren. Die Mahlzeiten wurden gemeinschaftlich eingenommen und der Haushalt auf allgemeine Kosten geführt. Nun begann für meinen Vater, wie er oft erzählte, ein sehr tätiges und arbeitssames Leben. Der ländliche Besitz wurde sehr vergrößert. Er legte die ganze Baptiste`sche Erbschaft in Neuerwerbungen, Inventar und Vieh an. Auf dem Ferschweiler Berge, wo er viele Ländereien gekauft hatte, wurde der "Laeisenhof" errichtet, ebenso eine Ziegelei. Wenn ich mich später über zu viele Arbeit beschweren wollte, sagte mein Vater mir oft, daß er früher fast täglich Morgens 1/2 5 Uhr nach dem Laeisenhof gegangen wäre, um nachzusehen und mit dem dort wohnenden Oberknecht die Arbeit zu besprechen, dann von 7 Uhr bis zur Dunkelheit gearbeitet habe. Sicher ist, daß er als junger Mann sich eine außerordentliche Arbeitslast und Verantwortung aufgeladen hatte. Natürlich gab es auch Vergnügungen, Sonntags trafen sich die benachbarten und befreundeten Gutsbesitzer bei dem einen oder anderen zum Kartenspiel oft mit hohen Einsätzen, im Winter fanden gemeinsame Jagden und Schlittenfahrten statt. Auf diese Weise kam er auch nach Helenenberg zu einer Jagd bei dem jungen Herrn Limbourg und lernte hier Fräulein Margarete Limbourg, seine spätere Frau kennen. Das Helenenberger Gut war damals der größte Grundbesitz im Bezirk und hatte zudem den Ruf eines Mustergutes. Mein Vater erzählte mir, daß er Abends nach Helenenberg gekommen wäre, weil die Jagd ganz frühzeitig für den anderen Morgen

angesetzt gewesen war. Weil er sich aber doch vorher den viel größeren Wirtschaftsbetrieb hätte ansehen wollen, wäre er vor Tagesanbruch von seinem Schlafzimmer heruntergekommen. Zu seinem Erstaunen war Frl. Gretchen aber schon in voller Tätigkeit in der Küche und mit den Vorbereitungen für den Empfang der Jagdgesellschaft beschäftigt und hatte gerade den großen Ofen im Eßzimmer angezündet. Ihre ganze Art und Weise und ihr flinkes, unermüdlich fleißiges Wesen hätten ihn gleich so eingenommen, daß er schon an diesem Morgen beschloßen hätte, um sie zu werben. Von da an kam er regelmäßig sonntags nach Helenenberg und bald darauf verlobte er sich mit Frl. Margarete Limbourg.

Der Urgroßvater Limbourg, ohne dessen Willen und vorherige Zustimmung gar nichts in der großen Familie unternommen werden durfte, war zwar amfangs gegen diese Verlobung seiner Enkelin mit einem Laeis aus Holsthum gewesen, weil der Großvater Laeis in einer früheren Prozeßsache des Urgroßvaters Limbourg die Gegenpartei vertreten und den Prozeß gewonnen habe. Auch den flehentlichen Bitten und Vorstellungen seiner Enkelin Gretchen gab er schließlich nach, doch befreundete er sich nie mit dem Gedanken. Wenn nun Vater Sonntagsabend von seiner Braut für eine Woche Abschied nahm und diese ihren Bräutigam noch ein Stückchen Weges begleiten wollte, schickte der Urgroßvater Limbourg einen seiner alten Knechte als ‚Anstandsdame‘ mit, der in allernächster Nähe des Brautpaares bleiben musste. Meine Mutter erzählte gern aus ihrer Brautzeit, z. B. wie sie sich, schon verlobt, zu einem großen Maskenfest im Kaufhaus in Trier verabredet hätten und damit sie sich gleich erkennen könnten, hätten sie vereinbart, ein kleines Kreuzchen mit schwarzer Tinte in die Innenfläche des weißen Handschuhs zu machen. Nach kurzer Brautzeit fand dann eine große Hochzeitsfeier in Helenenberg statt und die glücklichen Neuvermählten machten ihre Hochzeitsreise nach Holsthum. Es wurde eine äußerst glückliche und harmonische Ehe und ich habe niemals ein hartes Wort zwischen meinen Eltern gehört; meine Mutter nahm kameradschaftlich teil an allen Arbeiten meines Vaters und war immer für sein Wohl besorgt, während mein Vater mit größter Liebe und Hochachtung seine Frau verehrte.

In Holsthum musste das Ehepaar sich mit den beiden kleinen Zimmern meines Vaters begnügen. In dem kleineren davon (dem Empire-Zimmerchen) hatten sie ihr Schlafzimmer und hier ist auch meine Schwester Ernestine (1854) und 20 Monate später ich selbst zur Welt gekommen. Von meiner Geburt erzählte später die Großmutter Limbourg, dass es eine sehr schwere Geburt gewesen wäre, an deren Folgen meine Mutter beinahe gestorben wäre und dass sie tagelang mit dem Tode gerungen hätte. Alle hätten sich natürlich um meine Mutter gesorgt und bemüht, wodurch der neugeborene Erdenbürger etwas vernachlässigt wurde. Auf ein fürchterliches Gebrüll hätte die Großmutter nachgesehen und das Kind in der Wiege liegend aufgefunden, das sich den aufgedunsenen Leib mit Luft aus einer leeren Milchflasche vollgesogen hatte. Am selben Abend hätte mein Onkel Joseph Limbourg, der älteste Bruder meiner Mutter, der auch in Holsthum wohnte, ein Wägelchen anspannen müssen, um eine Amme zu suchen und die Großmutter hätte ihm dringend aufgetragen, nicht ohne Amme zurückzukommen. Er hätte dann auch eine gefunden – einkräftiges Bauernmädchen, das einige Wochen vorher einem unehelichen Knäbchen das Leben geschenkt hatte – und brachte sie gleich mit. Das war also meine Amme Anna. Sie hat uns später, als wir schon in Koblenz wohnten, noch mehrmals besucht und auch meinen Milchbruder mitgebracht. Was aus ihr und dem Jungen geworden ist, weiß ich nicht. Die Anna soll eine sehr gute Amme gewesen sein und ‚besorgt wie ein Glucke‘, aber sie muß doch auch ihre weniger guten Seiten gehabt haben. Wenn ich als Junge ungezogen war, eigensinnig und unfolgsam, dann konnte meine Mutter mich nicht ärger strafen und kränken, als wenn sie in anscheinend gleichgültigen Töne zu meiner Schwester sagte: ‚Diese Unarten hat der Franz sicher von seiner Amme Anna geerbt‘. Und das kam leider oft vor. Meine Schwester Ernestine war von meiner Mutter selbst genährt worden.

Als wir Kinder größer wurden und meine Schwester in das schulpflichtige Alter kam, entschloßen sich meine Eltern – hauptsächlich wohl auf die Vorstellungen meiner Mutter hin –

den Landaufenthalt gegen die Stadt zu vertauschen. Meine Mutter erzählte mir später oft, dass es für sie beide ein außerordentlich harter Entschluß gewesen wäre, das freie und selbstherrliche Leben als Landwirt, an das beide von Jugend an gewöhnt waren, aufzugeben und dafür unter bescheidenen Verhältnissen unbekannt in einer Stadt zu wohnen. Nur der Gedanke, dass sie wieder aufs Land zurückkehren würden, sobald wir Kinder etwas herangewachsen wären, hätte ihnen Mut und Hoffnung gegeben. Maßgebend für den Entschluß war auch die richtige Erkenntnis, dass hier trotz aller Arbeit das Vermögen meines Vaters immer kleiner würde, jedenfalls nicht zunähme. Der Absatz der landwirtschaftlichen Produkte war mit zu großen Kosten verbunden und ein Ertrag zehrte den anderen im ewigen Kreislauf auf. Es musste viel Vieh gehalten werden, um genügend Milch und Butter für die große Wirtschaft zu haben, aber auch hauptsächlich für die Düngung der Felder. Die Ernten der Felder wurden wieder, abgesehen von der in der Haushaltung verbrauchten Menge, vom Vieh, Pferden und Schweinen aufgezehrt. An ein Zurücklegen von Ersparnissen war nicht zu denken. Dazu kam der kostspielige Verkehr mit den befreundeten Familien, denen sie nicht nachstehen wollten. Das wichtigste aber war die Gewissheit, dass wir Kinder mit der Zeit vollständig verbauern würden, wenn wir hier die Dorfschule besuchen würden. Es musste also eine Änderung getroffen werden.

In dieser Lage wandte sich mein Vater an seinen Bruder Eduard und erbat sich dessen Rat. Onkel Eduard hatte nach Absolvierung des Trierer Gymnasiums als junger Student von 17 Jahren, die Universität Bonn besucht, um gleich seinem Vater Rechtsanwalt zu werden. Im 3. oder 4. Semester gab er jedoch auf Veranlassung seines Schwagers August Metz die juristische Laufbahn auf und wurde als Direktor der Eisenhütte Berburg in Luxemburg angestellt. Er hatte dann Fräulein Julie Keller aus sehr vermöglicher und bekannter Familie geheiratet und seinen Wohnsitz nach Trier verlegt. Hier gründete er die Eisenhandlung Eduard Laeis und unter Mithilfe eines Onkel Keller eine kleine Eisengießerei ‚Eduard Laeis und Co.‘ Beide Unternehmungen gestalteten sich von Anfang an recht einträglich. Die Eisenhandlung in der Brodstraße gewann große Absatzgebiete an der Mosel, hauptsächlich auch in Luxemburg. Aus der Eisengießerei, die anfangs nur kleine, grobe Gussteile wie Roste, Rostbalken, Kessel- und Backofenfeuerungen und dergleichen herstellte, wurde mit der Zeit eine große Maschinenfabrik, die ihre Fabrikate überallhin im In- und Ausland absetzte, die jetzigen ‚Laeis-Werke AG‘.

Die beiden Brüder Christoph und Eduard verband immer eine innige brüderliche Liebe und Freundschaft, die niemals und durch Nichts getrübt wurde und sich bei jeder Gelegenheit bewährte. Auch in diesem Fall kam Onkel Eduard nach einiger Zeit nach Holsthum und machte meinen Vater auf eine Zeitungsanzeige aufmerksam, worin ein Herr Peter Mantell in Coblenz eine langjährige Eisenhandlung zum Verkauf anbot. Die beiden Brüder reisten kurzentschlossen mit der Post nach Coblenz, sahen sich eingehend das Geschäft und die Geschäftsbücher an, vereinbarten mit dem Herrn Peter Mantell die Kaufbedingungen und den Termin der Übergabe und schlossen den Kauf ab. Nach seiner Rückkehr nach Holsthum wurden von meinem Vater sofort alle nötigen Vorbereitungen für den Wegzug getroffen. Die gesamten Ländereien wurden an einen Hofmann verpachtet, nur das Futter und die Erträge der Obstbäume behielt er sich aus, um diese im Sommer und Herbst selbst versteigern zu lassen. Als dies geregelt war, verkaufte er noch einige entfernter gelegene Landparzellen in Prümzurley und Schankweiler für sein anfängliches Betriebskapital und zog dann für einige Monate nach Trier, um die allernotwendigsten Warenkenntnisse zu erlernen und sich mit dem Betrieb und der Buchführung eines Eisengeschäftes bei seinem Bruder vertraut zu machen. Inzwischen war der vereinbarte Termin zur Geschäfts-Übernahme herangerückt und so siedelten dann meine Eltern mit uns beiden Kindern im Frühjahr 1869 nach Coblenz über.

Der alte Herr Mantell war ein langjährig erfahrener Handelsmann und mein Vater hat mir später erzählt, wie ihm bei der Geschäftsübergabe durch Herrn Mantell der Kopf gebrummt habe und er dem schnellen Reden des Herrn Mantell kaum hätte folgen können und das er

anfangs fast den Mut verloren hätte. Das Geschäftshaus ‚Zum güldenen Glücksstern‘ am Plan 28 blieb Eigentum des Herrn Mantell. Meinen Eltern wurden die Geschäftsräume, rechts vom Hauseingang, der Hausflur genau in der Mitte des Hauses, der schmale Boden mit dahinter liegender kleiner Schreibstube, sowie die Wohnräume links vom Eingang, ein etwas größeres Zimmer nach der Straße zu, der ‚Salon‘ und dahinter ein kleines Zimmer das ‚Wohnzimmer,‘ vermietet. Ferner erhielten die Eltern im 1. Stock links von der Treppe (der jetzige Kassenraum) ihr Schlafzimmer mit dahinter liegenden 2 Zimmern als Schlafstuben von meiner Schwester und mir, sowie dann noch drei Mansarden im 3. Stock für das Dienstmädchen und Schlafräume des Geschäftspersonals, das im Haus wohnte und an den Familienmahlzeiten teilnahm. Der Laden hatte als Schaufenster einen in die Straße vorspringenden Ausbau. Derselbe war durch mehrere Bretter und Schubkasten abgeteilt. An den Bretter hingen als Auslagen meistens einige ein- und zweiläufige Schmalkaldener Pistolen und einige Wagebalken mit Weißblechschalen, einige Pulverhörner, Lichtputzscheren und Pferdestriegel, auch einige Bündel mit weißblech- und messingenen Pfeifendeckeln und Feuer- und Messerstählen. Ich erinnere mich der halbrunden Fensterauslage noch sehr gut, da diese erst 1876 fortfiel, nachdem mein Vater das Haus käuflich erworben und auch den Salon und das Wohnzimmer als Ladenlokale umgebaut hatte. Die Räumlichkeiten der neuen Firma ‚Christoph Laeis, vormals Peter Mantell‘ waren also äußerst beschränkt. Das ganze Personal bestand aus Herrn Joh. Zimmermann, der als Lehrling bei Mantell eingetreten war und mit dem Betrieb genau vertraut war, einer Verkäuferin, dem alten Katchen Loesch, die rührend fleißig und bei der Kundschaft sehr beliebt war und dem Arbeiter Theodor, der im Magazin hantierte, unverfälschtes Coblenzer Plattdeutsch sprach und in den stillen Zeiten Schrotteisen in Zuckerfässer einstampfte, worin das alte Eisen per Fuhre nach Rasselstein (?) gefahren wurde. Herrn Zimmermann und das alte Katchen habe ich bei der Übernahme des Geschäfts von meinem Vater mitübernommen. Beide sind ‚in den Sielen‘ gestorben. Herr Zimmermann bekam beim Auszeichnen von Holzstöcken einen Hirnschlag und ich fand ihn sterbend in dem betr. Lageraum. Katchen Loesch war bis zuletzt im Laden tätig und starb an Krebs im Hospital. Ehre diesen treuen, gewissenhaften Angestellten.

Mein Vater übernahm sofort die schriftlichen Arbeiten und die Buchhaltung. Aus dem noch vorhandenen 1. Hauptbuch muß man die peinliche Sorgfalt und die regelmäßige, schöne Handschrift meines Vaters bewundern. Aus den Kontos ist ersichtlich, dass die ersten Warenbezüge großenteils aus Trier erfolgten. Meine Mutter widmete auch ihre ganze Tätigkeit, soweit sie nicht von der Haushaltung in Anspruch genommen war, dem Geschäft. Sie hatte im Laden vor dem Fenster ein kleines aufklappbares Tischchen, auf dem sie die Creditverkäufe – was bei den Handwerkern allgemein üblich war – in das Ladenheft eintrug, und von wo sie die ganzen Vorgänge im Laden überwachen konnte, sich nötigenfalls am Verkaufe beteiligen konnte oder, wenn nichts zu tun war, an ihrem Strickstrumpf strickte. Auch wir Kinder durften später in der freien Zeit etwas mithelfen, was uns großes Vergnügen machte. Wir klebten dann an Muttis Tischchen aus Makulatur und Starkpapier die verschiedenen Tüten mit Kleister zusammen oder mussten auf einer kleinen Stehwage Zigarrenstiftchen in 2 Pfg. Tütchen abwägen oder Sachen aus dem Magazin herunterholen. Eine selbsttätige Ladenkasse gab es natürlich damals nicht, in der Ladentheke waren zwei längliche Einschnitte, in den einen wurden die Kupfermünzen und in den anderen die Silbermünzen hineingeworfen. Die Ausrechnung der Verkäufe wurde mit Kreide direkt auf der Ladentheke gemacht. Jeden Abend punkt 7 Uhr machte mein Vater die Ladentheke und ging dann, ebenfalls auf die Minute von ½ 8 bis ½ 9 U. in's Casino, wo er ein Mitbegründer des Kulkopftisches (?) war. Ebenso begab sich meine Mutter um 7 U. in die Küche, um nach dem Abendessen zu sehen. Ich war als Kind immer mit Vorliebe in der Küche, die mit dem Herdfeuer, den verschiedenen Zubereitungen der Speisen und der Arbeit der Köchin wie ein unterhaltendes Schauspiel meine Sinne befriedigte. Die Küche und die Wasserpumpe befanden sich im Hof, worüber besonders im Winter meine Mutter oft klagte.

Das Geschäft, das in der letzten Zeit von Herrn Mantell sehr vernachlässigt worden war, bekam unter der fleißigen Leitung wieder neuen Zulauf und machte gute Fortschritte. Onkel Eduard hatte sich für einen Betrag von Dreitausend Talern bei dem Bankhause J. P. Clemens für meinen Vater verbürgt, der schon in kurzer Zeit voll in Anspruch genommen wurde. Um sein Betriebskapital zu erhöhen, verkaufte mein Vater den Laeisenhof mit anliegendem Land und Wald an einen Herrn Peskator aus Luxemburg zu einem billigen Preise. Die Bankenbindung mit Herrn Peskator hätte später leicht für meinen Vater verhängnisvoll werden können. Das Bankhaus hatte meinem Vater mitgeteilt, dass der Umsatz im Konto korrent zu unbedeutend wäre und es nicht in seinem Interesse läge, nur ein Darlehen zu gewähren. Um den Umsatz zu steigern, schlug es vor, dass mein Vater eine Anzahl Wechsel auf das Bankhaus Clemens ausstelle, die es dann diskontieren oder weiter begeben (?) könne. Ein Risiko wäre ja für meinen Vater in keiner Weise vorhanden, da das Bankhaus seine A...(?) selbst einlösen und für die eingelösten Wechsel dann wieder neue Wechsel von meinem Vater bekäme. Mein Vater ging auf den Vorschlag ein, zumal der alte Banquier Clemens im Rufe eines außerordentlichen reichen Mannes stand. Als aber im Jahre 1866 die österreichischen – ungarischen Staatspapiere, in denen das Bankhaus Clemens sehr stark engagiert war, ganz plötzlich ungeheuer im Kurs fielen, geriet Clemens in große Zahlungsschwierigkeiten und musste schließlich den Konkurs anmelden. Die Folge dessen war, dass meinem Vater die von ihm ausgestellten Wechsel ganz unerwartet am Fälligkeitstage zur Vermeidung des Wechselprozesses zur Zahlung vorgezeigt wurden. Da die Beträge sofort gedeckt werden mußten, wußte mein Vater keinen besseren Rat, als sich nochmals an seinen Bruder zu wenden. Obwohl ich damals ein kleiner Quartaner war, erinnere ich mich noch ganz genau der großen Aufregung meiner Eltern und wie mein besorgter Vater mit der Post nach Trier fuhr. Onkel Eduard akkreditierte meinen Vater für den benötigten Betrag bei seinem Trierer Bankhaus, den mein Vater in kurzer Zeit abtragen konnte. Es war dies meines Wissens die letzte große geschäftliche Sorge, die mein Vater hatte. Er sagte mir später oft, daß die Zeit von 1868 -1878 (dem Todesjahr meiner Mutter) seine schönsten Lebensjahre gewesen wären: Ein gut gehendes Geschäft, das ihm ein ganz sorgenfreies Dasein sicherte und jährliche Ersparnisse ermöglichte, die Zukunft seiner Familie gesichert und er selbst in angenehmem gesellschaftlichen Verkehr und geachteter Stellung, dazu die Hoffnung, sich bald mit seiner Frau nach Holsthum zurückziehen zu können. Seine kaufmännische Tätigkeit war von seinen Coblenzer Mitbürgern anerkannt worden. Er war Mitglied der Handelskammer und Handelsrichter, stellvertretender Präsident des Handelsgerichts. Obschon liberal denkend, war er Vorsitzender des Kirchrates der Oberpfarre. Mit sehr viel Herren befreundet, verkehrte er doch am liebsten mit Herrn J.J. Dernen, der ein großes Kolonialwarengeschäft in der Löberstraße betrieb. Wie beliebt und geachtet mein bescheidener stiller Vater war, habe ich selbst später bei einer feierlichen Begebenheit an mir selber erfahren, als ein sehr geschätzter Herr zu mir sagte: ‚Der Name Laeis ist ein Passepartout für Sie‘.

Häufigen Besuch erhielt auch mein Vater von seinem alten Schul- und Jugendfreund dem Geheimen Justizrat Gottlieb Brom. Derselbe war in Coblenz Amtsrichter, speziell Vormundschaftsrichter, ein äußerst liebenswürdiger und allgemein beliebter Mann, der mit seinem langen weißen Bart einen patriarchalischen Eindruck machte und eine stadtbekannte Persönlichkeit war. Es war uns ein großes Vergnügen, wenn Herr Brom in seinem freundlichen Humor und in echter Trierer Mundart alte Schulerinnerungen mit meinem Vater austauschte. Sein Vater war Kellermeister an der ‚Hohen Domkirche‘ in Trier schon beim Kurfürsten Clemens-Wenzeshus gewesen und hatte als solcher eine große Dienstwohnung mit großem Garten in der Nähe des Domes. In diesem Garten pflegten zur Sommerzeit Gottlieb Brom, mein Vater und Onkel Eduard ihre Schulaufgaben zu machen, und der Geheimrat Brom erzählte, wie sein biederer Vater eine Anrede an die 3 Jungen gehalten hätte ‚Tja, meine Herren, es sind mir nun schon wieder so viele Pfirsiche gestohlen worden, ich will ja durchaus nicht behaupten, dass ihr es gewesen seid, aber es war außer Euch niemand im Garten‘. Geheimrat Brom war ein großer Kenner der Eifel und des Mosellandes, auch ein ebenso großer Verehrer des Mosel-

weins: Wenn er eine Flasche guten Moselweines vor sich stehen hatte, pflegte er eine Hand auf den Arm meines Vaters zu legen und weihevoll und begeistert zu sagen: ‚Lieber Christoph, wie so wunderbar schön und liebevoll sind doch die Natur und ihre Gaben‘. Er war immer ein treuer Freund der Familie.

Aus dem Nebelmeer meiner frühesten Kindheitserinnerungen taucht mir als liebstes Bild die ‚alte Frau Mantell‘, wie wir sie alle nannten, auf und die sicher schönen Stunden, die meine Schwester und ich bei ihr verbrachten. Es war eine stattliche alte Dame mit weißen Haarrollen vor den Ohren, meist in weitem, schwarzseidenem Kleide. Ihr behagliches Wohnzimmer war im 1. Stock nach der Straße zu, wo später mein Privatbüro hinkam. Ganz deutlich erinnere ich mich der Einrichtung dieses freundlichen Zimmers mit seinen verschiedenen ölgemalten Familienbildern und besonders des sogenannten ‚Spions‘ am Fenster, durch den man vom Fenster aus man den ganzen Entenpfuhl und die Planstraße übersehen konnte. Hier pflegte ‚die alte Frau Mantell‘ in ihrem Sessel vor dem Spinnrade zu sitzen und wir Kinder konnten stundenlang ganz ruhig bei ihr sitzen, dem unermüdlichen Drehen des Spinnrädchens zusehen und den schönen Erzählungen zuhören. Ab und zu entnahm sie einem kleinen Wandschranke einige Waffeln, die uns besonders gut mundeten. Frau Mantell stammte aus der alten coblenzer Familie Christ, die an der Ecke der Görngasse und Entenpfuhl ein einfaches Wohnhaus bewohnte. Herr Christ, der Bruder, betrieb in meinen Kindheitsjahren noch eine Gerberei und Lederhandlung. Sie konnte also aus eigener Anschauung auf ein langes Stück Coblenzer Geschichte zurückschauen und so erzählte sie uns anschaulich aus der glücklichen Coblenzer Zeit, als noch der letzte Trierer Kurfürst Clemens Wenzeslaus in Coblenz residierte. Wie das Schloß gebaut wurde und die feineren Schreiner- und Schlosserarbeiten von französischen Meistern ausgeführt wurden, worüber die Coblenzer Handwerker zwar fürchterlich schimpften, aber wovon sie sehr viel gelernt hätten. Daß es sich unter dem bischöflichen Krummstab hätte gut leben lassen und alle Leute Geld verdient hätten. Sie schilderte uns dann die glänzenden und prunkvollen Kabalkaden der französischen Emigranten, denen das Schloß Schönbornlust von Clemens Wenzeslaus als Wohnsitz angewiesen worden war. Welchen ungeheuren Luxus und Verschwendung die Emigranten in Coblenz zur allgemeinen Sittenverderbnis und schlechtem Beispiel getrieben hätten. Wie sie sogar seidene Tüchlein zu ‚hinterlistigen Zwecken‘ auf einem gewissen Örtchen gebraucht hätten. Bei der letzten Erwähnung sah mich meine Schwester immer ganz fragend an, da doch niemand dabei gewesen wäre. (An diese Erzählungen wurde ich später immer lebhaft erinnert, wenn wir von Herrn Thomas Dougne`s und Herrn Gottfried Meyer zum Feldtreiben in der Neuendorfer Jagd eingeladen waren und Schönbornlust Treffpunkt war und nach beendeter Jagd dort ein kleines Jagdessen stattfand. Diese beiden Herren waren lange Jahre Pächter der Neuendorfer Jagd.) Sodann erzählte uns Frau Mantell, wie die Österreicher und Preußen gegen Frankreich marschiert wären, aber ganz bald nach mißlungenem Feldzug in eiligster Flucht und Durcheinander wieder in Coblenz eingerückt wären und wie Clemens Wenzeslaus und seine wohlthätige Schwester Kunigunde nach dem Westerwald geflohen wären. Und wie bilderreich konnte die alte Dame das erzählen und uns in Spannung halten! Besonders aber, wie die Truppen der französischen Revolutionsarmee die Stadt zwei Stunden lang beschossen, verschiedene Kugeln in der alten Burg stecken blieben und einige auf dem Plan niederfielen, und wie dann unter den Klängen der Marseillaise die Franzosen den Altengraben herauf am Plan vorbeizogen, an der Spitze auf einem tänzelnden Schimmel der ganz jugendliche General Marceau in phantastischer Uniform mit roter Leibscharpe. Die republikanischen Soldaten in den verschiedensten Montierungen, vielfach mit zerrissenem Schuhwerk und der Nachtrab mit Hühner auf den Tornistern und Braten auf den Bajonetten. Am meisten aber fesselten mich die Erzählungen von dem russischen Feldzuge, wie die zerlumpten, kranken und elenden Überbleibsel der Großen Armee zurückkamen und bald darauf russische Kosaken auf struppigen Pferden und mit langen Lanzen das Schulgässchen heruntergeritten kamen und alle Unschlittkerzen in den Läden der Görngasse auffrasen. Die Kosakengeschichten gefielen mir am

besten - wahrscheinlich, weil ich mir diese am besten vorstellen konnte. Von der dann ange-
tretenen Herrschaft der ‚hungrigen Preußen‘ wollte sie nicht viel wissen.

Den alten Herrn Mantell, einem ganz hageren Mann mit vollem weißen Haar und glattrasier-
tem Gesicht, meistens im schwarzen Gehrock mit Vatermördern und dicker schwarzer Kra-
watte, bekamen wir Kinder wenig zu sehen. Er hatte ein ‚Comptoir‘ im 2. Stock neben der
Treppe, weshalb wir uns auf der Treppe immer ganz still verhalten mussten. Es war damals
eine Zeit, wo die Bauern vom Westerwald, dem Hunsrück und der Eifel scharenweise nach
Amerika auswanderten. Der alte Herr Mantell kaufte vielen Auswanderern die Versteige-
rungsprotokolle ihrer Ländereien gegen sofortige Zahlung ab. Es muß ein einträglicheres Ge-
schäft als seine Eisenhandlung gewesen sein, denn er starb als einer der reichsten Coblenzer
Bürger. Der damals ‚junge Herr Mantell‘, der im vorigen Jahr als ältester Coblenzer im Alter
von 90 Jahren starb, beschenkte meine Schwester und mich nach jedem Balle mit seinen Ko-
tillon-Orden und Kotillon-Sträußchen, die wir ebenso wie Totenzettel, Weinetiketten, Heili-
genbildern etc. in Zigarrenkistchen sorgfältig sammelte. Auch sonst machte uns Herr Mantell
jr. allerhand kleine Geschenke, besonders brachte er uns solche von seinen vielen Badereisen
mit und machte immer seine Späße mit uns. Eine besondere berufliche Tätigkeit hatte der
junge Herr Mantell nie gehabt, er war der geborene Rentner. Als einmal die Rede davon war,
dass ihr Sohn sich verheiraten müsse, sagte die Frau Mantell allen Ernstes ‚Unser Clemens
soll sich verheiraten? Worauf denn? Er hat ja gar kein Geschäft?‘ Er blieb denn auch unbe-
weibt und hatte später genug mit der Verwaltung seines Vermögens zu tun.

Die Kirschenzeit war für uns Kinder eine glückliche Erntezeit. Die meisten Bauersleute wo-
gen vor dem Verkauf ihrer Kirschen an die kleinen Obstverkäufer ihre Kirschenkörbe auf
unserer Magazinwaage – einer großen Balkenwaage, die von der Decke herunterhing – und
bezahlten diese Gefälligkeit mit einer Handvoll Kirschen. In dieser Zeit standen wir jede freie
Minute neben der Waage – ich mit aufgehaltener Mütze, meine Schwester mit aufgehaltener
Schürze -, um den Tribut in Empfang zu nehmen. Glückliche Zeit!-

Ein Ereignis, dessen ich mich zwar nicht mehr in allen Einzelheiten erinnere, das aber damals
längere Zeit unser Gesprächsthema war, war es für uns Kinder, als eines Abends, während wir
beim Abendessen saßen, Onkel **Nikola Limbourg**, ein jüngerer Bruder meiner Mutter, ganz
unerwartet und in großer Aufregung in Coblenz ankam. Er war tagsvorher im mündlichen
Abiturienten-Examen in Trier durchgefallen und wollte unter keinen Umständen sich bei sei-
nen Eltern in Helenenberg sehenlassen, ohne im Besitz seines Zeugnisses zu sein. Er wollte
nur eine Nacht bei meinen Eltern bleiben und am folgenden Tag nach Brilon in Westfalen
reisen, wo die Abiturientenprüfungen einige Tage später stattfänden. Meine Eltern suchten ihn
zu beruhigen, und mein Vater stellte ihm vor, dass es für ihn noch viel schwieriger wäre, auf
einem ganz fremden Gymnasium mit ganz unbekanntem Examinatoren seine Prüfung zu be-
stehen – es half nichts, Onkel Nikola fuhr am nächsten Tag nach Brilon, von wo er nach etwa
8 Tagen ganz trostlos zurückkehrte. Was mein Vater ihm vorausgesagt hatte, war eingetreten
– er war auch in Brilon durchgefallen. Er ließ sich von meinem Vater das nötige Reisegeld
geben und fuhr direkt von Coblenz nach Innsbruck. Die Universität in Innsbruck unterstand da-
mals ganz der Leitung von Jesuitenpatres. Hier wurde er aufgenommen, um die vorgeschrie-
benen Semester Theologie zu studieren. Da nach preußischen Gesetzen Theologen nur eine
staatliche Anstellung erhielten, wenn sie auf einem preußischen Gymnasium ihre Abiturprü-
fung gemacht und die staatlichen Prüfungen bestanden haben, hatte Onkel Nikola später große
Schwierigkeiten, um in seiner Heimat als Geistlicher zugelassen zu werden. Erst nach vielen
Eingaben an das betreffende Ministerium und nach Fürsprache des bischöflichen Priesterse-
minars erhielt er diese Zulassung. Nachdem er zum Priester geweiht und sein erstes Messop-
fer in der Helenenberger Kapelle gefeiert hatte, wurde er als Kaplan in Rheinböllen angestellt.
Nach einigen Jahren erhielt er dann eine Pfarrei in Schwarzenholz bei Saarbrücken. Als
Gymnasiast habe ich wiederholt unvergesslich schöne Ferientage in dem friedlich stillen und
doch so behaglichen Pfarrhaus in Schwarzenholz verlebt. Onkel Nikola nichts weniger als ein

Kopfhänger, er hatte so eine frische natürlich-vergnügte Art, dabei einen so kirchlichen Glauben und echte Frömmigkeit, dass er überall beliebt war. Er selbst liebte Kinder und verstand es ausgezeichnet, mich den ganzen Tag zu beschäftigen. Unsere täglichen Spaziergänge richtete er ebenso unterhaltend als nützlich ein. Er lehrte mich alle Sträucher und Bäume des Waldes kennen; wir gruben Pflanzen aus und versetzten sie in den Garten am Pfarrhaus, schrieben ihre lateinischen Namen auf kleine Schildchen und befestigten sie an Stäbe, die wir daneben steckten. Ich lernte jedenfalls durch Onkel Nikola eine Menge nützlicher Dinge kennen, die dem Stadtkinde häufig zeitlebens bis zur Lächerlichkeit fremd bleiben. Da die Schwarzenholzer Pfarrkinder meistens Kohlen-Bergleute mit ihren Familien waren, fuhren wir mehrmals mit ihnen in die Kohlenschächte ein. Der Betrieb der Kohlengruben, das Hauen und Fördern der Kohlen wurde mir von dem betreffenden Steigern genau erklärt. Ein großer Kanzelredner war Onkel Nikola sicherlich nicht, seine Predigten haben aber vorzügliche Eigenschaft, dass sie kurz waren und für jeden leicht verständlich. Auch seine Gelehrtheit reichte jedenfalls nicht sehr weit, für mich jedoch weit genug. Später erhielt Onkel Nikola die weniger anstrengende und einträglichere Pfarrei Euren bei Trier. Hier bekam er vielen Familienbesuch, auch der Bischof Dr. Korum und der Weihbischof Dr. Schrod (in Ehrenbreitstein), mit dem er von seiner Insbrucker Studienjahren sehr befreundet war, kehrten auf ihren Spaziergängen in Euren ein. Noch in rüstigen Jahren raffte ihn ein Krebsleiden hin. Er fühlte sein Ende nahen und verschied in meiner Gegenwart, nachdem er uns alle gesegnet hatte.

Eine meiner aufregendsten Kindheits-Eindrücke war auch, wie eines Nachts während der Karnevalszeit gegen Morgen ein bei uns wohnender Vetter meiner Mutter, Bertrand Clemens von Alf, bewusstlos und tödlich verwundet in's Haus gebracht wurde. Der Vater dieses Bertrand Clemens hatte eine Schwester meines Grovaters Franz Limbourg geheiratet und betrieb in Alf unter der Firma ‚Clemens-Limbourg‘ eines der größten Weingüter und Weinhandlungen an der ganzen Mosel. Das große viereckige Gebäude mit flachem Dach und großen Terrassen-Gärten gegenüber Bullay war das Clemens'sche Wohnhaus. Die Mutter war früh gestorben und der Sohn Bertrand wollte einige Zeit als Volontär bei dem damals bedeutenden Speditions- und Bankgeschäft Benjamin Mayer in der Castorpfaffenstraße verbringen. (Das Speditions-geschäft wird noch heute in kleinem Umfange von Herrn Fritz Mayer geführt). Bertrand Cl. war ein etwas eingebildeter aristokratisch aussehender, schlanker junger Mann mit blondem Schnurrbärtchen und etwas blasierten Manieren und Sprache, weshalb wir Kinder uns nicht besonders zu ihm hingezogen fühlten. An dem betreffenden Abend hatte Bertrand eine der in den Hürter'schen Weinstuben üblichen Maskenvedouten besucht, die – wie ich später erfuhr – in nicht sehr guten Ruf gestanden hätten. Auf diesem Maskenball wurde ein Jude namens Bermann, von einem Infanterieleutnant im Domino wegen seines Glaubens verspottet und beleidigt. Um sich hierfür zu rächen, lauerte der beleidigte Bermann mit einem Dolche in der Hand dem Leutnant am Ausgange des Hürter'schen Lokals in der Schloßstraße auf und als Bertrand Clemens die Straße etwas angeheitert betrat, glaubte Bermann in ihm den Leutnant zu erkennen und stach ihn hinterrücks nieder. Man kann sich die Aufregung meiner Eltern denken, als der leblose junge Mann gebracht wurde. Da der Arzt die Verletzung für lebensgefährlich hielt, fuhr mein Vater an demselben Morgen mit Extrapost nach Alf, um den Vater auf die Sache vorzubereiten und eventuell mitzubringen. Zum Glück hatte der Dolchstich nur einen Lungenflügel gestreift und Vetter Bertrand konnte nach einigen Wochen, während derer ihn meine Mutter unermüdlich gepflegt hatte, nach Alf zurückreisen. Die Lunge muß aber doch Schaden gelitten haben, Bertrand starb in den besten Jahren. Das Attentat kam später vor das ‚Assisen-Gericht‘, ich weiß aber nicht mehr, wie die Sache verlief. Eine Schwester von Bertrand, Clementine Clemens, war später auch mehrere Monate bei uns zu Besuch und half meiner Mutter in der Haushaltung. Sie war einige Jahre älter als meine Schwester, sie war ein nettes lebenswürdiges Mädchen, das wir alle sehr gern hatten. Sie hat später einen Herrn Schömann aus Trier geheiratet und ist sehr früh gestorben.

Eine weniger tragische, aber für uns Kinder desto reizvollere Sache war auch, als unser Vetter Paul Metz eines Abends plötzlich in unserem Wohnzimmer erschien. Meine Mutter saß mit uns Kindern an dem runden Tisch, auf dem die Petroleumlampe brannte, an ihrem Strickstrumpf strickend und wir mir Schulaufgaben und Lesen beschäftigt. Pauls Vater, August Metz, war früh gestorben und hatte vor seinem Tode seinen Schwager Christoph zum Vormund seines Sohnes Paul bestimmt. Mein Vater war also damals Vormund von Paul Metz. Dieser war ein schöner, liebenswürdiger und lebhafter Junge, nur sehr verwöhnt, der bei seiner Mutter, meiner Tante Nella, jeden seiner vielen und kostspieligen Wünsche durchzusetzen verstand. Aus diesem Grunde hielt se mein Vater in Einverständnis mit seiner Schwester für das Beste, sein Mündel Paul in Brüssel zum Besuch des Lyzeums in Pension zu geben. Als Paul uns richtig begrüßt hatte frag er sofort nach ‚mon oncle Christoph‘, dem er etwas wichtiges mitzuteilen hätte und den wir jeden Augenblick aus dem Casino zurückerwarteten. Als mein Vater eintrat, erzählte ihm Paul sofort, dass er sich in Brüssel in die Frau eines Zirkusdirektors verliebt habe, mit ihr durchgebrannt wäre und sie im Hotel Riesen abgestiegen seien. Mein Vater möge ihm das nötige Reisegeld geben, damit er gleich weiterreisen könne, da er und Emilie fürchteten, dass deren jähzorniger Mann sie verfolgen würde. Wer die streng gewissenhaften und moralischen Grundsätze meines Vaters kannte, kann sich dessen Entrüstung vorstellen und welche Vorwürfe er Paul wegen seiner unbegreiflichen Leichtfertigkeit machte. Dieser ließ die Strafpredigt ruhig über sich ergehen und sagte nur ‚o mon Oncle, wenn Du meine Emilie sähest, würdest Du sofort meine Handlungsweise begreifen‘. Und als mein Vater ihm das Gewissenlose und Unsittliche der Entführung einer verheirateten Frau vorstellte, erwiderte er ruhig ‚Mon oncle vous avez des idi`es bourgeoises‘. Das reichte meinem sonst so ruhigen Vater dermaßen, dass er Paul eine Ohrfeige gab und nichts mehr sagte. Er zahlte dem Paul die verlangte Summe aus, damit er schnellsten aus Coblenz verschwände. Wir Kinder wurden zu unserem Bedauern gleich schlafengeschickt, obwohl wir zu gerne der weiteren Unterhaltung der Eltern zugehört hätten. Wir selbst blieben noch lange wach und besprachen das Vorkommnis mit all unseren Mutmaßungen.

Nach 2 oder 3 Tagen kam dann auch wirklich der Zirkusdirektor an und wollte von meinem Vater wissen, welchen Weg das flüchtige Paar eingeschlagen hätte. Er hätte ihre Spur bis zum Hotel Riesen verfolgt und zufällig von dem Portier gehört, dass der Galant seiner Frau sich beim Portier nach dem Weg zu unserer Wohnung erkundigt hätte. Mein Vater konnte ihm aber nicht die gewünschte Auskunft geben, da er nichts davon wusste.

Nach längerer Zeit erfuhren wir, dass Paul von hier über Holland und London gereist wäre. Hier hätten die Beiden einige Zeit als Mann und Frau in einer Mietswohnung gelebt, bis Paul eines Tages ohne Abschied von seiner Emilie sich nach Amerika eingeschifft hätte. Paul hatte sich zunächst nach St. Louis, dann weiter nach dem Norden Amerikas begeben, wo er als Trapper ein sehr abenteuerliches Leben führte und von dem Erlös der auf der Jagd erbeuteten Felle und dem Tauschhandel mit Indianern lebte. Er blieb lange Zeit in Amerika, kam aber alle paar Jahre – ich glaube 4 oder 5 mal - nach Europa. Dann blieb er einige Zeit bei seiner Mutter in Eich, machte Abstecher nach Paris und Brüssel, bis er seiner Mutter wieder einen möglichst hohen Geldbetrag erpresst hatte und dann damit wieder zu seinen Jagdgründen und Indianern nach Amerika zurückfuhr. Das geordnete Leben in Europa konnte er nicht mehr aushalten. Einmal brachte er auch seinen Jagdgenosse, einen zwar europäisch gekleideten Indianer aber ohne jede Lebensart, mit und die beiden wohnten auch einige Tage in Coblenz. Ich kann mich noch des rotbraunen Indianers mit schwarzem, glatten Haar, genauso wie ich sie in unseren Indianerbüchern abgebildet sah, ganz deutlich erinnern. Meine Tante Nella hatte eine solche Furcht vor ihm, dass ein Diener nachts vor ihrer Schlafzimmertüre schlafen musste. Damals brachte Paul einige große Kisten mit sehr wertvollen Fellen mit, die er in Leipzig zu Geld machte. Auch meiner Mutter schenkte er einige prachtvolle Pelze und uns Kindern sehr schöne Indianergerätschaften. Meiner Schwester einen sehr schönen Schminkbeutel aus feinem Wildleder mit bunten Perlchen bestickt und langen Lederfransen und ein Paar Moc-

casins. Mir einen Bogen mit Pfeilen und einen sehr schönen Kriegskopfschmuck mit Adlerfedern. Zu meinem großen Leidwesen und trotz vieler Tränen verboten mir meine Eltern die Annahme eines ganz zahmen Affen. Den Affen ‚Jack‘ erhielten dann die Trierer Vettern, die sich noch jahrelang an seinem possierlichen Wesen und an seiner verschlagenen Klugheit erfreuten, besonders Onkel Eduard. Jack hatte im Winter einen beheizbaren Raum, im Sommer war er im Hofe an einer langen Kette an einer Stange befestigt. Die Kette war sein Verhängnis, denn eines Morgen fand man ihn daran aufgehängt vor.

In Luxemburg lag damals preußische Besatzung. Als Paul und sein Indianerfreund einen Wachposten niedergeboxt hatten, mussten sie schleunigst wieder nach Amerika abreisen. Paul war ein vorzüglicher Reiter und ein richtiger Kunstschütze. Ich habe selbst zugesehen, wie er in Eich eine Schwalbe in vollem Flug mit der Pistole herunterschoss. Seine beiden Arme waren mit Narben bedeckt, ‚von Waschbären und anderem Getier‘ sagte er.

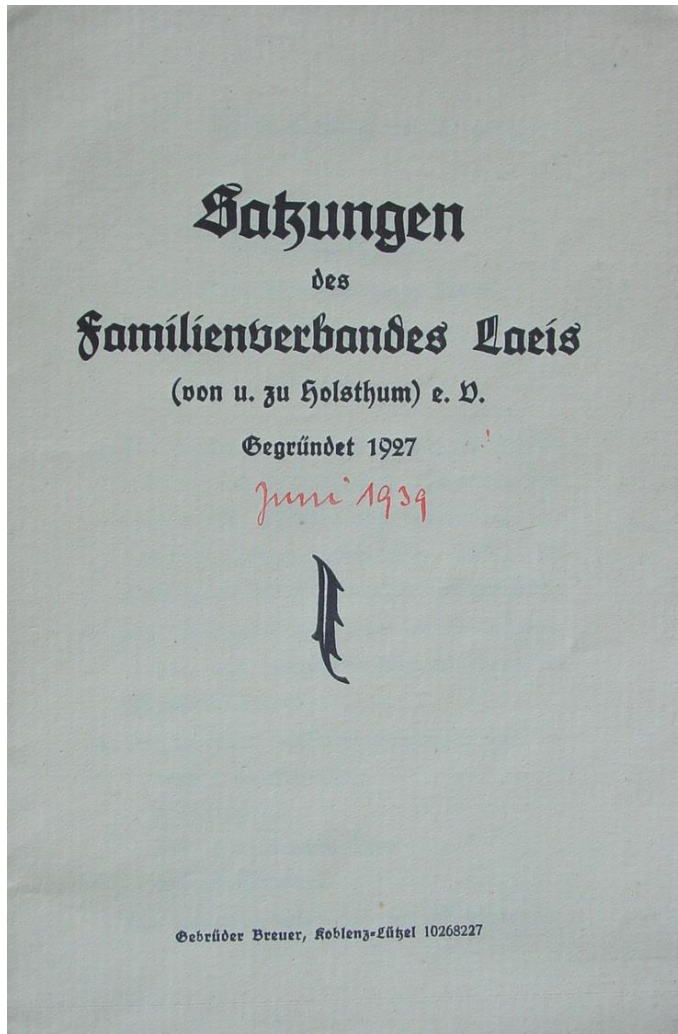
Auf die Dauer kann aber auch die stärkste Kondition ein solches Leben nicht aushalten und schließlich kehrte Paul endgültig zurück und verheiratete sich mit einer sehr netten Brüsseler Dame. Das Ehepaar lebte in Brüssel, wurde von der Familie Metz unterstützt und Beide erteilten Sprachunterricht. Paul Metz starb dann verhältnismäßig früh und hinterließ eine Witwe und ein nettes Töchterchen.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch eine Erzählung meines Vaters erwähnen. August Metz war bei der Heirat mit meiner Tante Nella Ingenieur in Luxemburg. Mein Vater erzählte nun, dass sein Schwager August Metz zu ihm zur Jagd nach Holsthum gekommen wäre und aus seiner Jagdtasche eine Anzahl Steine herausgeholt habe, die er meinem Vater zeigte. Auf die Frage meines Vaters, was denn mit diesen Steinen sei, hätte August Metz erklärt ‚Mein lieber Christoph, das sind keine Steine, sondern sehr eisenreiche Minettes, die ich in Esch entdeckt habe. Ich habe mit Hilfe meiner Familie alle Minettfelder in Esch, die ich bekommen konnte, aufgekauft und verspreche mir eine große Sache davon.‘ So war August Metz der Begründer der Luxemburger Eisenindustrie, durch die das ganze Luxemburger Ländchen, insbesondere die Familie Metz, zu großem Reichtum gelangte.

Wir Kinder waren schon etwas größer, meine Schwester besuchte die Töchterschule von Frl. Perrier am Marktplatz (die jetzige Möbelhandlung Engelb. Stuker, Inh. Nik. Schröder) und ich war gerade in die Quarta des Gymnasiums gekommen – die Klassenversetzungen fanden damals im Herbst statt-, als eines abends spät ein Vetter meiner Mutter, Hanni Maas vom Oberwinkeler Hof bei Lutzerath, mit einer jungen Dame im Wohnzimmerchen erschien. Wir Kinder hatten ihn vorher nie gesehen, er war ein ganz hagerer, sehniger und großer Mann von Ende der 20er Jahre mit einem scharfmarkierten ausgesprochen Maas’schen Gesichtsschnitt, starke Backenknochen und bucklige Nase, rötlich blonde Haare, ebensolchem Schnurrbart und spitzem Kinnbart. Das Mädchen, ebenfalls ganz schlank und groß, machte einen etwas ländlichen Eindruck. Nachdem Vetter Hanni ohne weitere Umschweife meine im Zimmer anwesende Mutter umarmt hatte, sagte er in reiner Eifeler Mundart mit hoher, etwas leiser Stimme ‚Gretchen. Hier bringe ich Dir mein Nieschen (Agnes), damit Du es mir gut aufhebst, bis wir uns verheiraten dürfen. Der Vater von Nieschen verweigert uns die Einwilligung zu unserer Verlobung. Da sind wir ganz heimlich fortgegangen und ich habe gleich an Dich und an guten Christoph gedacht.‘ Nach kurzer Verabschiedung von uns und einem tränenreichen zärtlichen Abschied von Nieschen war er wieder fort. Dann steckte er noch mal den Kopf zur Tür herein ‚der Vater von Nieschen hat gar keine Ahnung wo Nieschen ist und wird deshalb schon bald seine Zustimmung zu unserer Bekanntschaft geben.‘ Als meine Mutter sich von der ersten Überraschung erholt hatte nahm sie sich des verschüchterten und ängstlichen Nieschen in aller Liebe an. ‚Tante Nieschen‘, wie wir Kinder sie nannten, blieb mehrere Monate bei uns und war ein äußerst lieber und angenehmer Hausgenosse. Sie half meiner Mutter rüstig im immer größer gewordenen Haushalt und war unermüdlich tätig, versorgte uns Kinder, flickte unsere Sachen und war immer munter. Wir hatten sie alle liebgewonnen, als eines Tages Vetter Hanni ankam und meinen Eltern erzählte, dass der Schwiegervater die Erlaubnis

zur baldigen Heirat mit Nieschen gegeben hätte, nachdem er vergeblich den Aufenthalt zu ermitteln versucht hätte. Er lud uns alle zu demnächstigen Hochzeit ein und reiste mit Tante Nieschen ab, der beim Abschied die Tränen herunterliefen und uns Kindern natürlich nicht minder. Es wurde eine glückliche Ehe. Ein Sohn ist der Rittergutbesitzer P. Maas auf Burg Lissingen zu dem meine kleine Enkelin Hilde Voß als landwirtschaftliche E Levin kommen sollte. Wir konnten uns aber von dem Kinde damals nicht trennen – nun ist sie nach Rheydt in's Gymnasium gekommen.“

Hier enden diese Aufzeichnungen.



Franz Christoph Laeis war der Familienchronist seiner Zeit.

Er schrieb die „Chronik der Familie Laeis von 1698 - 1928 von Franz Christoph Laeis, 1929“ [8]

Er hat maßgeblich in dem 1927 gegründeten Familienverband mit gearbeitet. Nach dem Krieg ist der Familienverband „eingeschlafen“.

Eine Satzung des Familienverbandes ist uns erhalten geblieben.